D I 5
38

DI 5 | 38

Landesbibliothek Coburg (70)
022001636131

Landesbibliothek
Coburg

D 18
C 2 34/1
57

Riebe

Ueber die Leiden des jungen Werthers.

Gespräche.

Wo willst du hinfliehen? Das Gespenst ist in deinem Herzen! — —

Rousseau.

Berlin,
bey George Jacob Decker.
1775.

D I 5/38

Wir haben mit Werthern geweint, — mit Hanns und Martin gelacht; — nun kömmt einer und redet mit dem andern, was sich ernstlich darüber sagen läßt; — — Alles ist gut, Lachen und Weinen, und Ernsthaftthun, wenns nicht immer geschieht. — Werthers Briefe sind nicht blos geschrieben, um zu weinen, Hanns und Martin reden nicht blos, daß ihr lachen sollet, sondern sehen, wie es in der Welt gehet, und darnach klug werden, — und wozu diese Gespräche? — je nun — das werdet ihr wohl sehen! Leset sie erst durch! — — — — —
— — — — — — — —

Landesbibliothek Coburg

Einleitung.

Eine Thräne auf sein Grab, — wollen wir dem unglücklichen Werther weihen; aber Nachahmung? — Da sey Gott für! hörte ich neulich in einer Gesellschaft einen Freund zu dem andern sagen, dessen Schicksale vielleicht

mit dem Zustande des Werthers Aehnlichkeit haben mogten, und welcher das ganze Verhalten des Märtyrers mit vielem Ernste und Lobeserhebungen vertheidigte. — Ich muß gestehen, mein ganzes Herz empörte sich, bey dem bloßen Gedanken, daß jemand den bedauernswürdigen Jüngling, den aufgetriebene Leidenschaften zum frühen Grabe hinrissen, als ein Muster vorstellen könnte; demohngeachtet hörte ich im Augenblicke, rechts und links, eben diese Lobsprüche aus dem Munde einiger jungen Herren sowohl, als einiger schönen Damen, wiederholen; nur mit dem Unterschiede, daß diese letzteren, anstatt sich, wie die ersteren, zu erschießen,

ßen, — sich gewiß — zu Tode grämen wollten. — Warum sind Sie dann so traurig, meine Schöne, sagte ich; — so habe ich Sie ja noch niemals gesehen, und Sie haben ja Ihren Werther. — „Werther? Werther sagen Sie?„ und die Thränen kamen ihr in die Augen. — Armes Mädchen! — auch Deine Seele irret im Lande der Ideen herum! — Entscheiden Sie, sprach sie weinend, was war Werthern weiter übrig? — ja, können Sie etwas anders entscheiden? kam mir Werthers Lobredner entgegen. — So viel Empfindung, so viel Zärtlichkeit, so viel männliche Entschlossenheit! — Erlauben Sie

mir, nichts zu entscheiden, aber was ich denke? — Wir wollen nächstens darüber sprechen, Alcimor. Ich besuchte ihn in einigen Tagen, nun habe ich mir Zeit genommen, sprach ich, die ganze Geschichte des Werthers durchzudenken, und will Ihnen mein Urtheil darüber sagen.

Erstes Gespräch.

Alcimor. Sagen Sie, was Sie wollen, — Werther hatte Recht, konnte es nicht anders, mußte es so machen, und seine That ist groß; denn die Quelle, woraus sie kam, war edel, — reine, unschuldige Liebe. Ist das nicht offenbar, Philantropus?

Philantropus. Es ist also für Sie entschieden, wie es scheint; aber haben Sie dann auch die Sache recht von allen Seiten betrachtet? — Mich dünkt, in Ihrem Urtheile darüber herrscht noch Verwirrung. Lassen Sie uns die Begriffe deutlich machen. — —

Alcim. Antworten Sie mir! Ist uns nicht die Liebe selbst von der gütigen Hand des Schöpfers in unser Herz gepflanzt, ist sie nicht die schöne, herrliche Blüthe, welche über unser ganzes Leben einen süßen Wohlgeruch verbreitet, und unter deren Schatten wir unermüdet, den schwülen Sommertag unsers Lebens sich endigen sehen? O Philantropus! sind Sie in dem Gebiete menschlicher Empfindungen so ein Fremdling, daß Sie nicht wissen sollten, wie leicht die mächtigen Reize eines edlen Mädchens unser Herz einnehmen, wie sie uns da durch und durch bis in unser innigstes Gefühl erwärmen, unsrer Seele Flügel ansetzen, wie da von der alles belebenden Kraft unsere Sinne trunken, von allen Dingen hinweg, nach dem einzigen geliebten Gegenstande hinströmen, wie uns da so wohl ist! — und dann nennen Sie mir den Menschen, der so stark seyn könnte, seine Augen von der entzückenden Gestalt wegzuwenden, und zu wüten in seinem eignen Herzen, da auszugraben, das in allen Nerven gewurzelte süßeste Gefühl, — und wann er es könnte, und thäte, — der nicht ein Thor, — Thor? der nicht

ein Ungeheuer der Schöpfung wäre. — Ach! und wann Ihre Empfindungen nicht ganz unter die Hülsen einer erdichteten Philosophie verschüttet sind; — mein Freund, — so kennen Sie auch den Schmerz, der in alle Adern sich ergießt, da tobt und nagt, und jede muntre Bewegung lähmet, und das Herz wegfrißt, wann die Schickung mit eiserner Hand uns unsern Liebling, — o lassen Sie mich den schrecklichen Gedanken nicht ausdenken! — Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn.

Phil. Da bin ich völlig Ihrer Meynung. Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn. — Aber dazu mögte viel gehören, Sie haben ganz Recht, mein theuerer Freund, es ist keine Leidenschaft, die sich so leicht in unsre Seele einschleicht, die da so einen allgemeinen Aufruhr anrichtet, und alle unsre Sinne mit ihrer Süßigkeit berauschet, als die Liebe, das heiße Wohlgefallen an einem edeln Mädchen, an deren Stirne alle Schönheiten der unschuldigen Seele hervorkeimen. Selbst der Vater der Welt hat den Saamen, der so süße Früchte hervor-

 bringt,

bringt, in unser Herz ausgestreuet. — Das leugne ich nicht. Er hat unsre Seele mit den feinen Saiten bespannt, die bey der kleinsten Erschütterung wiederschallen, — hat einen mächtigen Trieb nach Ordnung, Schönheit und Güte in unsern Busen gegeben, der alles, dem Aehnliches aufsucht, und sich freuet, wann er es findet, es zu umfassen, und sich daran zu heften; — aber doch bin ich nicht ganz mit Ihnen einig. — Sagen Sie mir, Alcimor, sind wir blos um zu empfinden, und nach dem, was wir empfinden, zu handeln, — oder haben wir nicht eine Vernunft, vor deren Richterstuhl wir unsre Empfindungen laden können, — die ihnen das Geleise bestimmen muß, in dem sie gehen sollen, das sie nicht überschreiten dürfen?

A. Wie ich merke, sind wir dem Ende unseres Gesprächs schon ziemlich nahe, ob wir gleich erst angefangen haben. Nur das ihnen zugegeben, so sehe ich schon den herrlichen Schluß, den Sie daraus ziehen, und die triumphirende Miene, mit der Sie weggehen werden. — Daß ihr Herren doch immer philosophirt und philosophirt, und

dann, wann es mit Eurer Philosophie zur Anwendung kömmt, wie dann? — Nun ja, ich erkenne die Königinn Vernunft, auf ihrem herrlichen Richterstuhle, wie sie da zwischen ihren vier Pfählen sich brüstet, Plane macht, aus allen Gründen der Logik und Metaphysik beweiset, dies sey Recht, jenes Unrecht, mit kaltem Tone ihre Sentenz schon vorher verkündigt, und sich, nach dem ihr angebohrnen Stolze, ihrer Hoheit erfreuet, und dann, wann die reizende Verklagte vor ihr erscheint, blaß wird, — zu zittern anfängt, — das Gesetzbuch aus den Händen fallen läßt, — halb gezwungen, halb willig vom Throne herabsteigt, und sich mit der angeschwärzten, aber doch schönen, angenehmen Empfindung brüderlich umarmet, — und mit verschlossenen Augen an ihrer Seite fortgehet, wohin sie nur immer will. — — Aber oft kömmt es gar nicht einmahl so weit. Gewöhnlicherweise ist die Vernunft so ehrerbietig, daß sie sich vor der Empfindung so willig zurückzieht, — wie die bescheidne Aurora vor dem heller leuchtenden Phöbus. — Nun, wie ists itzt mit der Vernunft?

P. Ih=

P. Ihre schöne Deklamation gegen die Vernunft, die mich in der That ungemein ergötzt hat, sagt, wenn ich mich nicht sehr irre, in einer unbildlichen Sprache zweyerley. Einmahl: Die roisonnirende, untersuchende Vernunft erliegt unter der Empfindung, und dann: es kömmt gewöhnlicherweise gar nicht zur Untersuchung. Nicht wahr?

A. Ganz recht.

P. Ich muß es Ihnen zugeben, die Vernunft erliegt zuweilen unter der Empfindung; zuweilen, merken Sie das wohl, nicht immer, sonst hätten wir keine einzige That aufzuweisen, die mehr ein Kind der Vernunft, als der Empfindung, oder welches einerley ist, die ein Kind der geordneten Empfindung wäre. Denn Thaten aus blos kalter Vernunft mögte es wohl schwerlich geben. Also bisweilen erliegt die Vernunft unter der Empfindung, — das gebe ich zu. — Nun lassen Sie uns das deutlich machen, so heißt es, — weil wir doch einmahl der Schulwörter nöthig haben, um kurz und genau zu reden, — der dunkeln Vorstellungen sind mehrere, als der deut-

deutlichen, — die schwerste Schale sinkt, — und die Sache ist entschieden. Folgt nun aber daraus, daß dies je zuweilen geschieht, es müsse immer geschehen? Ich sehe es nicht. Mache die dunkeln Vorstellungen hell, so wird die Empfindung schwächer, und die Vernunft siegt.

A. Gut, nun habe ich Sie, wo ich es lange gewollt habe. Mit Fleiß habe ich Sie alles zur Vertheidigung Ihrer Meynung sagen lassen, weil ich wohl sahe, Sie würden sich selbst in eine Falle führen, aus der Sie schwerlich herauskommen mögten.

P. Nun das bin ich begierig zu hören!

A. Ueber Euch Herren Philosophen! so geht es Euch immer, so lange schließt und beweiset Ihr, und treibt Euch aus einem Winkel in den andern herum, bis Ihr zuletzt mit Eurem Schifflein, Metaphysik genannt, so vest auf einer Sandbanke sitzt, daß Ihr ohne alle Rettung scheitern müßt.

P. Nicht vor der Zeit triumphirt! nur zur Sache.

A. Nun, geben Sie wohl' Achtung! — Die Vernunft, geben Sie zu, erliegt unter der Em-

pfin-

pfindung, deutliche Vorstellungen unter mehreren dunkeln; mit Einem Worte heißt das: es sind noch nicht deutliche Vorstellungen da, oder doch so wenige, so schwache, daß sie nicht wirksam sind; sie sollen erst aus den dunkeln werden. Nun sehen Sie einmal, was Sie sagen: die Vernunft, die noch nicht da ist, die erst werden soll, soll doch über die Empfindungen herrschen, die dunkeln Vorstellungen deutlich machen; — ist das nicht der handgreiflichste Widerspruch?

P. Dacht' ich doch, was es wäre! Alcimor, sehen Sie dann nicht, daß Sie einen gewaltigen Trugschluß gemacht haben? Dafür müssen wir uns hüten, wann wir in unsrer Untersuchung weiter kommen wollen. Sie haben mich nicht verstanden. Die Vernunft nenne ich hier das Vermögen, sich Dinge deutlich vorzustellen, das ist da und bleibt, trotz aller Dunkelheiten, die es verhüllen, Sie verstehen die deutlichen Vorstellungen selbst darunter; und daraus entsteht der scheinbare Widerspruch. Es ist ja ganz etwas anders: meine Vorstellungen sind deutlich, und: ich kann sie deutlich machen.

A. Denken Sie nicht, daß Sie mir durch diese Distinktion entrinnen werden. Es läuft doch wieder aufs Vorige hinaus, nemlich: Dieses Vermögen, dunkle Vorstellungen zu erhellen, setzt selbst, wenigstens einen deutlichen Gedanken voraus, diesen: Empfindungen führen nicht immer richtig, du mußt deinen Gefühlen nicht trauen; wo der Gedanke nun aber nicht ist, wo nur blos die Empfindung herrscht, wie da? —

P. Sie führen mich auf die zwote Frage: **Woher kömmt es, daß die Vernunft zuweilen gar nicht in Unterhandlung kömmt,** ohne die erste beantwortet zu haben. Wir wollen von der erstern reden: **Wann der Gedanke da ist: ich muß meine Vorstellungen aus einander setzen, aufklären, und es dann nicht geschieht, woher kömmt das?** — Bey aller Verschiedenheit der davon möglichen Ursachen kommen sie doch alle in der einen zusammen: **Die deutliche Vorstellung ist nicht so angenehm, als die dunkele,** und warum nicht? Es wird uns schwer, uns aus der alten uns schon bekannten Sphäre der Ideen, in der wir so lange herumgeschwärmt ha-

haben, heraus zu setzen, und unser geliebtes Steckenpferd zu zerbrechen. — Meine Lotte! meine Lotte! würde Werther gesagt haben, das süße, unschuldige, englische Wesen, rein und unbefleckt wie der Aether, erquickend wie der Frühlingsthau am Morgen, soll ich aus meiner Phantasie verbannen, und dann auf meine Seele, wüst' und öde, wie auf das Chaos der noch unausgebildeten Erde hinsehen, — alle die bezaubernde, entzückende Gefühle aus meiner Brust ausreißen, und nichts, als den kalten unbedeutenden Gedanken: **ich habe vernünftig gehandelt**, mir dabey einbilden! Daran liegts, mein Lieber, wir wissen nicht sogleich etwas so Kräftiges, Angenehmes an die Stelle der Ideen zu setzen, die wir aufopfern sollen, und dann ist uns alles so schaal, so wüste und leer in unserm Herzen. Sie sehen also, Kampf, bitterer Kampf gehört dazu! und dazu will man sich gewöhnlicherweise nicht verstehen.

A. Nun wohl! sollte also unsre Vernunft siegen, so müste sie zur lebhaften Ueberzeugung kommen; die Empfindungen, Neigungen in der

Stärke sind schädlich, so muß es ihr gewiß werden, daß es noch andre, eben so angenehme, unschädliche Empfindungen giebt, und was die Hauptsache ist: daß ihr dieselbe gewährt werden, sonst, — ehe der ermüdete Kriegsmann, der kein reines Wasser zu bekommen weiß, — augenblicklich vor Durst stirbt, trinkt er lieber aus der ersten, besten Pfütze, — sollte ihm auch der Trunk schädlich seyn, und nach und nach seinen Tod herbeyführen. — Was soll dann nun aber der alten geliebten Idee das Angenehme rauben, und der neuen Reize geben?

P. Ihre Anmerkung ist richtig. — Die Seele kann nie leer seyn, sie muß angenehme Empfindungen haben, — sie kann sie haben, sie wird sie gewiß haben; — aber Zeit, Mühe, Uebung gehört dazu, — bis die neuen Empfindungen, die allmählig in der Seele erwachen, sich vestsetzen, und uns so angenehm werden, daß wir die alten darüber vergessen. Das geschieht nicht plötzlich. — Die neuen fließen gemach in unsre Nerven, und machen eine sanfte Bewegung, die alten toben schon mit Ungestüm darinnen und rei-

ßen uns hin und her. Wer beständig eines rauschenden Getöses gewohnt gewesen, wird anfänglich bey einer stillen Harmonie der Saiten wenig empfinden, bis er sich von dem tobenden Lärme entwöhnt hat. — Doch kann es geschehen; — so wie die Heftigkeit natürlicherweise uns eine Empfindung unangenehm macht, so ist auch etwas, welches uns eine Empfindung, deren wir nicht gewohnt sind, die vielleicht gar der ehemahligen entgegen stehet, angenehm machet; Das Neue nemlich. Dieses ziehet unsre Aufmerksamkeit auf sich, — füllt die leeren Stellen in unsrer Seele aus, und giebt uns schon einen Vorschmack, von dem Vergnügen, das wir genießen werden, wann wir mit der neuen Empfindung bekannter und vertraulicher geworden sind. Sind wir gleich noch nicht ganz auf den Ton gestimmt, den die Empfindung angiebt, können ihn noch nicht wiedertönen, so ist er uns doch schon angenehm. Wann gleich der Kriegsheld einmahl aus dem Felde geschlagen, und des großen Gedankens, Sieger zu seyn, beraubt ist, — so ist er doch nicht ganz unglücklich; er sitzt in seinem Gezelte, macht

macht Plane zu einer neuen Unternehmung, und wandelt, wann er die Weisheit dieses Entwurfs erkennet, und den Muth, ihn auszuführen, fühlet, schon in Gedanken unter Trophäen.

A. Kömmt wieder ins Feld, und wird bey aller Klugheit seines Plans und allem Muthe, ihn auszuführen, — doch wieder geschlagen. Merken Sie wohl, wo ich hin will? Wissen Sie nicht, daß wir nicht blos von unserm Willen und Entschlüssen, sondern von Umständen abhängen? — Darüber erklären Sie sich! Unser Cörper, und äußere Verhältnisse!

P. Ich will Ihnen meine Gedanken darüber sagen. Allerdings hat unser Cörper Einfluß in unsre Art zu denken und zu handeln. Sowohl bey Entstehung der Ideen, als auch bey Unterhaltung derselben. Ich gestehe es Ihnen zum voraus, daß über diese Gegend in der menschlichen Erkenntniß noch eine tiefe Nacht hängt, und daß ich also mir und Ihnen nicht alle Fragen zu beantworten weiß. Indessen wir haben doch Kraft, dem Einfluß unsers Cörpers sowohl, als den Umständen entgegen zu arbeiten, und können

doch nach und nach so sehr Herren über unsre Empfindungen und Gedanken werden, daß es eben so gut ist, als wirkten äußerliche Umstände gar nicht auf uns. —

A. Nicht also, mein Freund. — Erklären und beweisen Sie deutlicher! Sie sagen, wir haben Kraft, den Umständen entgegen zu arbeiten. Wenn das nicht blos ein leeres Wort seyn soll, so muß sich doch diese Kraft thätig erzeigen.

P. Allerdings, und davon fehlt es auch gar nicht an Beyspielen. Sehen Sie den Verwundeten, der sich den Fuß ablösen läßt. Gewiß, werde ichs Ihnen nicht beweisen dürfen, daß die Empfindung davon schmerzlich ist; aber er zieht nicht zaghaft vor dem Wundarzte zurück, — fordert keinen Schlaftrunk, um sich das Bewußtseyn zu entziehen, — winselt nicht, — geräth nicht außer sich. — Den Schmerz fühlt er, das ist offenbar; aber daß er sich demselben nicht überläßt, daß er dem Zuge seiner Nerven nicht nachgiebt, und dem Unmuthe völlige Gewalt über sich verstattet, das hat er ohne Zweifel seiner Entschließung und Ueberlegung zu danken, die ihm

ein

ein Vergnügen gewähren, welches dem Mißvergnügen, so aus dem cörperlichen Schmerze entstehet, das Gleichgewicht hält.

A. Bringen Sie mir das nicht zum Beyspiel; — dem Schmerz entgegen zu streben ist uns natürlich; aber dem Vergnügen! dem Vergnügen! Ferner: der Muth bey cörperlichen Schmerzen kann oft durch ganz etwas anders als durch Vernunft gewirkt werden. Oft ist es Stolz, Gefühl der Nothwendigkeit, Liebe zum Leben, was wir Vernunft nennen.

P. Wie Sie es auch nur immer nennen mögen, so ist es doch immer Vernunft. Der Stolz ist in dem Falle edel, er entsteht aus dem Gedanken, es ist unanständig, eine kleine, unmännliche furchtsame Seele zu haben, und auch das Gefühl der Nothwendigkeit setzet doch immer eine gewisse Stärke in dem Gemüthe voraus, durch die man geschickt wird, sich in die Nothwendigkeit zu finden. Wann Sie die Liebe zum Leben als den Grund dieses Muthes angeben, so heißt das doch nichts weiter, als daß man ein kleineres Uebel um eines größern, zukünftigen

Gutes willen erträget, — und ist das nicht aller Klugheit gemäß? — Was aber den Einwurf betrift, daß man wohl dem Schmerz, aber nicht dem Vergnügen natürlicherweise entgegenstrebe, so wissen Sie ja, mein Freund, jedes zu weit getriebene Vergnügen wird Schmerz; — wann alle unsre Gedanken, Wünsche und Neigungen nur auf einen Gegenstand gehen, wäre er auch an sich überaus angenehm, so verursacht uns das Ueberdruß, Mißvergnügen, weil es widernatürlich ist, daß der Besitz und Genuß irgend eines einzigen einzelnen Gegenstandes die ganze Glückseligkeit eines Menschen vollenden könne. —

A. Das alles erschöpft die Sache noch nicht. Bey dem cörperlichen Schmerz können just die Gehirnnerven, oder überhaupt diejenigen frey gelassen seyn, welche das Herz in eine angenehme Bewegung setzen?

P. Das kann ich Ihnen so geradehin nicht zugeben. Alle Nerven sind in Verbindung; wann also in dem einen eine unangenehme Empfindung entstehet, so erstreckt sie sich über alle, obschon nicht in gleicher Stärke. Also würde folgen: bey

bey dem cörperlichen Schmerze kann gar kein angenehmes Gefühl zugleich da seyn; — aber ich weiß sehr wohl, was man dagegen sagen kann, nemlich: der Schmerz müsse sich immer mehr und mehr vermindern, je schwächer die Erschütterung in den Nerven wird, und so müste die heftige Bewegung, die hier Schmerz ist, dort, wo sie schwächer ist, erträglicher, und noch weiter hin, endlich gar behaglich werden. — Nur eine Anmerkung, die ich daraus ziehe, und wie ich hoffe, mit Ihrer Zustimmung! Kann bey dem cörperlichen Schmerz gar kein Entgegenstreben durch den Cörper statt finden, so ist der Entschluß, dem Schmerz nicht unterzuliegen, vom Cörper unabhängig; sind aber nie lauter unangenehme Empfindungen da, so ist man nie ganz dem Cörper unterworfen; also nie maschinenmäßig gezwungen, sich einer Empfindung zu überlassen.

A. Der Schluß ist so übel nicht, Philantropus; aber sind wir damit einen Schritt weiter? Was beweiset das alles? Ich gebe Ihnen zu, daß nie ganz eine Empfindung in der Seele ist und seyn muß, daß noch andre sind, und seyn

müssen, die dagegen streben; aber wozu hilft das alles? Sie müssen zeigen, wie man die entgegenstrebenden Empfindungen so stark machen könne, daß sie die eine herrschende überwältigen, müssen zeigen, daß man sich von den Umständen unabhängig machen könne. —

P. Das will ich, in so weit es sich thun läßt. Erwarten Sie aber nicht von mir eine weitläuftige Abhandlung über eine Materie, die Sie bey unsern besten Weltweisen viel ausführlicher und gründlicher abgehandelt finden, als es nur irgend von mir geschehen könnte; ich nenne Ihnen nur das, was sich aus den Untersuchungen dieser Männer meinem Gedächtnisse darstellt, was die Erfahrung bestätiget, und worüber Sie selbst leicht nachdenken werden. Wir können Empfindungen bey uns schwächen, erstlich dadurch, daß wir die Objekte, durch welche solche bey uns erneuert, verstärkt werden, meiden, unsere Sinnen auf andere richten, und dann, daß wir unserm Cörper eine solche Wendung zu geben suchen, daß weder die schon empfangenen Eindrücke un-

aus-

auslöschlich bleiben, noch neue gleichartige sich wieder bey uns einschmeicheln. Damit die Eindrücke nicht unauslöschlich bleiben, müssen die Bilder davon aus der Einbildungskraft hinweggeschaft und ihr neue gegeben werden. Sie werden sagen: eben das hänge nicht blos vom Willen ab, sondern erfolge nach mechanischen Regeln. Ich gebe das zu, aber die Bilder der Einbildungskraft werden nach eben diesen mechanischen Regeln verschwinden, wann die Nerven, welche dieselben durch eine gewisse Bewegung hervorbringen, eine andre bekommen. — Damit nicht durch unvermeidliches Vorkommen der ehemaligen Objekte wiederholte Eindrücke in uns veranlaßt werden, müssen wir die gar zu große Lebhaftigkeit unsers Blutes, und die zu schnelle Reizbarkeit unsrer Nerven in Absicht auf den alten Gegenstand mindern.

A. Wird aber nicht dadurch der Eindruck aller, auch der uns nützlichen Objekte gehindert werden, wenn wir die Empfindlichkeit vermindern?

P. Ich habe gesagt: in Absicht auf den alten Gegenstand. In der That aber, um recht genau zu reden, legen wir die Empfindlichkeit an sich nicht ab, mindern sie nicht einmahl, sondern dehnen sie nur auf mehrere Gegenstände aus, anstatt sie vorher blos oder doch hauptsächlich auf einen gerichtet zu haben. Es ist gar nicht meine Meynung, blos eine kalte Vernunft an die Stelle der Empfindung zu setzen. Denn die Vernunft allein wird gewiß niemanden wieder zur Vernunft bringen. Nur neue Empfindungen können die alten verdrängen. Also nun noch andre Mittel: Zerstreuungen, Gesellschaften, Reisen, Lektüre, nur immer von der Art, daß weder die alten Empfindungen rege werden, welches geschehen kann, theils wann Gegenstände vorkommen, die den ehemaligen ähnlich sind, oder die gerade entgegenstehen, wodurch man dann zu stark gerührt wird, als daß man nicht zugleich an das Gegentheil denken sollte.

A. Das alles läßt sich recht gut anhören, mein Lieber, und würde sich nicht übel zu Dik-

taten

taten in einer Vorlesung über die Seelenlehre schicken. Es ist alles so fein aus den ersten Gründen der menschlichen Erkenntniß herausgeholt! Aber unser Diskurs und Werthers Briefe? Wasser und Wein! Wer uns hörte, säße da in kalten Abstraktionen versenkt, wie Duns, wann er die Schönheiten seiner Geliebte analysirt, — und wer Werthern lieset, fühlt, daß er ein Mensch ist, weinet mit ihm, wie Menschen, die da wissen, sie haben Seele, ohne sichs vorher demonstrirt zu haben. Alles, was Sie da Schönes herphilosophirt haben, mein Bester, was machen wir damit, wanns zur Anwendung kömmt?

P. Das wollen wir dann schon sehen. Sagen Sie mir nur jetzo, — geben Sie zu, daß man seine Empfindungen ordnen, mäßigen, herabstimmen könne, wann man einsieht, daß sie schädlich sind?

A. Ueberhaupt gebe ich die Möglichkeit ganz gerne zu, aber in Werthers Falle?

P. Sie sollens jetzt auch nur überhaupt zugeben; auf Werthers Umstände wollen wir das hernach schon anwenden.

A. Nun

A. Nun so seys dann! Aber meine zwote Einwendung, daß sich die Vernunft bisweilen gar nicht in Untersuchung einläßt?

P. Denke ich geschwinder zu beantworten. Soll diese nicht mit der vorigen einerley seyn, und sagen: Woher kömmts, daß die Vernunft sieget, sondern soll sie heißen, warum steigt nicht einmal der Gedanke auf: diese Empfindung ist schädlich, so leugne ich gerade zu, daß dieser Fall jemahls statt findet.

A. Kurz und bündig! — und nun ist der Streit zu Ende, und Sie sind Sieger! nicht Philantropus?

P. Nicht eher, als bis Sie meiner Meynung werden. Hören Sie mich!

A. Nun?

P. Sie lieben die Musik?

A. Es ist eine meiner angenehmsten Beschäftigungen.

P. Wollten Sie sich wohl entschließen, alle Tage Ihres Lebens vom Morgen bis in die Nacht unter dem süßen Klange der Saiten zuzubringen, — auf alle übrige Geschäfte des Lebens Verzicht zu thun?

A. Ich bedaure diejenigen, welche mit dieser edeln Kunst ein Gewerbe treiben, und sich durch die ununterbrochene Beschäftigung damit das Vergnügen schmälern, welches ihnen eine seltenere gewähren würde. Aber wo wollen Sie damit hinaus?

P. Sie geben also zu, daß ein Vergnügen es zu seyn aufhöre, wann es zu weit getrieben wird, daß Ihre Gehörnerven sowohl, als der innere Sinn, womit sie Töne empfinden, einen gewissen Grad haben, über den sie nicht müssen hinausgestimmt werden, wann das Vergnügen nicht verschwinden soll.

A. Wer hat das jemals geläugnet? — Ich liebe die Dichtkunst außerordentlich; aber ich würde es dem schlechten Dank wissen, der mir vom Morgen bis zum Abend, — Horaz, Klopstock oder Ramler vorlesen wollte.

P. Recht, wissen Sie dann aber wohl, daß es mit allen Arten von Empfindungen eben die Bewandtniß hat?

A. Nun?

P. Und daß jede Empfindung, wann sie anhaltend ist, widrig wird.

A. Das habe ich alles schon im Vorhergehenden zugegeben. —

P. Also geben Sie auch die Folge zu, wann ich bitten darf!

A. Nehmlich?

P. Nemlich, daß, wann bey jedem zu weit getriebenen Vergnügen die Seele etwas Unbehagliches fühlet, — sie zugleich den Trieb hat, sich davon zu befreyen, und leicht die Ursache desselben entdecket. —

A. Ich sehe es Ihnen an Ihrer Miene an, Philantropus, daß es Ihnen sauer wurde, das heraus zu sagen, weil Sie das Gezwungene selbst fühlen. Empfindung von Unbehaglichkeit mag immer in der Seele seyn; aber woher der Unmuth eigentlich kömmt? das ist wohl das wenigste mahl deutlich. —

P. Wir wollen uns hier nicht darüber in allgemeine Untersuchungen einlassen, weil es unser Zweck nicht erfordert. — Fühlte Wer-

ther

ther nicht, — sahe er es nicht ein, daß Lotte die Ursache seines Schmerzes sey?

A. Daß er sie nicht besitzen konnte, war ihm schmerzlich, — nicht, daß er sie liebte.

P. Immer dasselbe! Sie werden doch Werthern nicht absprechen, daß er nicht gemerkt hätte, sein Schmerz werde schwinden, wann seine Liebe gegen sie, oder besser: sein heftiges Gefühl für sie, abnähme? Lesen Sie die ganze Geschichte des Werthers! — er wuste recht wohl, daß seine tobende aufgebrachte Leidenschaft für Lotten ihn zu Grunde richten würde. Es kam also nur darauf an, daß er Mittel gebrauchte, sich davon zu befreyen.

A. Klingt alles nicht übel, — und doch bey der Anwendung! —

P. Diese wollen wir, wann es gefällt, bis morgen Nachmittag ersparen, da es jetzt beynahe Mitternacht ist. — — — — — —

*** *** ***

Alcimor war damit zufrieden, er schien nachdenkend; — doch hielt er seine Sache noch für keinesweges verloren. Unter dem Versprechen,

mor-

morgen den Faden unserer Unterredung da anzuknüpfen, wo wir ihn heute getrennt hatten, schieden wir von einander. — Guter Gott, dachte ich, wie wenige Nachfolger würde Werther haben, wann sie sich alle, wie Alcimor, Zeit nähmen, Ueberlegungen anzustellen. — Mögten sie es doch! — — — — — —

Zwey=

Zweytes Gespräch.

Alcimor. Also meynen Sie wirklich, Philantropus, Werther hätte bey allem seinem heißen halb genährten halb unterdrückten Gefühl gegen Lotten, bey aller seiner zarten gekränkten Empfindung vor Ehre, bey allen Ungewittern, die über ihn her stürmten, und jede liebliche Frucht, die aus seiner edeln Seele hervorkeimte, zerstörten, — sich dennoch mit glücklichem Erfolg den Umständen entgegensetzen können? Was müssen Sie doch für eine seltsame Theorie von der Liebe haben? — als wann die so ein Ding wäre, das sich durch kaltblütige Sentenzen aus dem Herzen heraustreiben ließe, — oder das doch so matt, so langsam in demselben herumschleichen könne, wie die späte Vernunft in dem Kopfe einer alten Matrone? — Werther kannte die Liebe besser. — Und da käme einer und sagte zu ihm, feiner junger Herr, lieben ist menschlich, nur

müßt ihr menschlich lieben, theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen, berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage. Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, — nur mit seiner Liebe ists am Ende. Oder was müssen Sie für eine ungeheure Einbildung von den Kräften des Menschen haben, der — ohngeachtet es sich wie ein Vorhang vor ihm gezogen hat, ohngeachtet er sich selbst ermangelt und da steht, wie ein verlechter Eymer, wie ein versiegter Brunn, — dennoch aus sich selbst Muth und Standhaftigkeit hernehmen könne, eine so große, so schwere Unternehmung zu Stande zu bringen. Werther wuste es auch besser: manchmal habe ich wohl so einen Augenblick aufspringenden abschüttelnden Muths, und da, wenn ich nur wüste wohin, ich ginge wohl.

p. Wenn

P. Wann Sie die ganze Geschichte Werthers durchlesen, so finden Sie, daß es ihm ganz so ergangen ist, wie es einem jeden ergeht, dessen Herzen sich heftige, anhaltende Leidenschaften bemeistern. Anfänglich ist es nur eine schwache, süße, angenehme Empfindung, die sich in das Herz einschleicht. — Die Einbildungskraft leihet ihre Farben, um die Empfindung noch schöner auszumahlen, giebt dem geliebten Gegenstande alle Vollkommenheiten, müste sie auch dieselben aus allen Gegenden der Schöpfung zusammen hohlen. — Da ist keine Rose so blühend, kein Purpur so glänzend, als die Wange und das Antlitz der Geliebten, keine Sonne so leuchtend, als die Augen, kein Gefilde am Frühlingsmorgen so lächelnd, als ihre Blicke, kein Nachtigallengesang so bezaubernd, als ihre Stimme — sie füllt alle Sinnen aus, alle Begierden, man hat keinen Wunsch als für Sie, kein Gebet, als an Sie, sie erscheint auf einsamen Spaziergängen, — sie tanzet in Haynen, sie schwebet in allen Geschäften, in den Schatten des Traumes, in ihrer lieblichsten Gestalt um die Scheitel und —

 A. Hal-

A. Halten Sie ein, Philantropus! ich verstehe, was Sie sagen wollen. — Werther hätte im Anfange, als sich die Empfindung für Lotten bey ihm einschmeichelte, behutsam und vorsichtig seyn und sich losreißen sollen. Aber was verband ihn dazu? Sie müssen, wie schon gesagt, besondere Begriffe von der Liebe haben?

P. Was ihn dazu verband? Hörte er nicht, als er das erstemal mit ihr zum Balle fuhr, daß sie schon versprochen sey? Hätte ihm das nicht genung seyn sollen, alle Wünsche nach ihr zu unterdrücken? — Wie würde es ihm denn wohl gefallen haben, wann er Albert gewesen wäre, und Albert seine Rolle gespielt hätte?

A. Das sagte sich Werther anfänglich alles selbst. Aber die Leidenschaft überraschte ihn.

P. Daraus sehen Sie, daß es mit dem: Sagen nicht genung war. — Werther hätte sie meiden, — fliehen müssen, und das unverzüglich.

A. Mit der Sentenz aus der Studierstube! Ja, da fliehe, wer da kann! Ueberdem hatte ja Werther keine böse Absicht auf Lotten. Sie ist

mir

mir heilig, schreibt er, alle Begier schweigt vor ihr. —

P. Aber, er schreibt auch: schwach, schwach bin ich, und setzt sehr gut hinzu, ist Schwachheit nicht auch Sünde? —

A. Er spricht aber auch mit Wilhelm, der ihm zu fliehen rieth, von Schattirungen der Liebe. — Oder glauben Sie nicht, Philantropus, daß man sich eine Liebe denken könne, die bey aller ihrer Wärme, Stärke und Aufrichtigkeit doch die geheiligten Bande der Ehe nicht zerreißen darf?

P. Das wäre ein Unglück, wenn man sich eine solche Liebe nicht nur nicht denken könnte, sondern wenn sie nicht auch wirklich zu finden wäre. — Aber dergleichen Liebe bedarf keiner Schattirungen. Eine Liebe, die solche nöthig hat, mögte eher Begierde zu nennen seyn, — und damit ist es gewiß gefährlich! Der hellste Verstand hat seine Verdunkelungen, und das beste Herz seine schwache Seite, das vielleicht über die Schattirungen in aller Geschwindigkeit wegschlüpft. — Im Ernste, mein Freund, — geistige Liebe,

 Ge-

Gefallen an den Eigenschaften des Verstandes und Herzens ist ruhig, fließet sanft in dem Herzen, wie ein stiller Bach durch Fluren, und genießet durch Beschauung fremder Vollkommenheiten in sich selbst Freude und Vergnügen; sinnliche Liebe hingegen ist unruhig, unstät, heftig, ist sich selbst nicht genung, — sucht Befriedigung außer sich. Die sinnliche Liebe, sagt Rousseaus Julie, kann des Besitzes nicht entbehren, und verlischt durch denselben; die wahre Liebe kann des Herzens nicht entbehren, und dauert so lange, als die Beziehungen auf einander, die sie erzeugt haben. — Was war nicht für ein Aufruhr in Werthers Seele an dem Abende, da er der Lotte aus dem Ossian vorlas, und ihre zitternde stammelnde Lippen mit wütenden Küssen bedeckte! Daraus erhellet wenigstens sehr deutlich, daß geistige und sinnliche Liebe sehr genau an einander gränzen, daß der Uebergang von jener zu dieser sehr kurz, sehr schnell sey, und daß man also alle Behutsamkeit anzuwenden habe, der Gränze nicht nahe zu kommen, und ich halte es immer für sehr gewiß:

wiß: man muß den Sinnen nichts gestatten, wenn man ihnen etwas versagen will. Aber gesezt: Werther wäre vor allen Verirrungen sicher gewesen, so war die Heftigkeit seines Wunsches und die daher entstehende Unruhe schon Aufforderung genung für ihn, einen Gegenstand zu fliehen, bey dessen Anblick die Wärme in seiner Seele so leicht zu Flammen aufloderte.

A. Unglücks genung, daß so viele Umstände sich verbanden, Werthern aus aller Fassung zu bringen.

P. Umstände! Umstände! nun wir wollen doch sehen. — Werther hatte die Stärke, von Lotten zu fliehen, und sich in Geschäften bey einem Gesandten brauchen zu lassen. — Es war das freylich kein kleines Opfer, welches er der Nothwendigkeit brachte; indessen, er brachte es doch, er reiset fort; er schreibt: — Geduld, Geduld, es wird besser werden; denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht; seit ich unter dem Volke so alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was Sie thun, und wie Sie's treiben, steh ich viel besser mit

mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts so gefährlich, als die Einsamkeit. — Unsere Einbildungskraft durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben, durch die phantastische Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder anderer vollkommner ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir dann auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. — Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, — das Geschöpf unserer selbst. Wer so viel über sich vermogte und so vernünftig raisonniren kann, der hätte gewiß mehr gekonnt, wenn er gewollt hätte, wenn es ihm Ernst

gewe-

gewesen wäre. Aber kaum hat er sich aus der Leidenschaft heraus gerissen, kaum hat er die Fesseln von sich geworfen, so kehrt er wieder freywillig in dieselben zurück.

A. Daran war eben das verdrießliche Geschicke mit dem Gesandten Schuld. Dadurch ward ihm der Ort, nach den er sich vor Lotten geflüchtet hatte, verhaßt; da flohen alle Freuden von ihm, die er in Geschäften, in Würde und Ansehen gehoft hatte, und damit verloren zugleich alle Mittel, die er der Liebe gegen Lotten entgegensetzte, ihre Kraft, ihre Wirkung, — und nun musten freylich in der leeren, alles Glücks, aller Vergnügungen beraubten Seele, die angenehmen Bilder des Vergangenen wieder erwachen, ihr willkommen seyn, sie mit allen Kräften nach ihnen hinstürzen, sie zu umfassen, sie liebzukosen, und durch ihre finstere Schatten hindurch zu dringen, nach dem geliebten Originale — es zu besitzen, sich zu eigen zu machen.

P. Das war wieder ein Fehler von Werthern. Wenn sein Gesandter Schwachheiten beging und seinen Subordinirten darunter leiden ließ, —

 wenn

wenn dieser ihn übersah, je nun, so hätte der auch so klug und großmüthig seyn, und nachgeben sollen. — Es ist nun schon einmal so, daß Vornehme, Leute von Stande, wenn sie Thoren sind, das Recht haben, es gewöhnlicherweise ungestöhrt zu seyn, und fein lange in ihrer Lage zu bleiben, — da hingegen niedrige, gemeine Thoren entweder bald den Kopf zerstoßen, oder bald von ihrer Krankheit geheilt werden. Wenn nun da so einem erlauchten Manne ein Subordinirter und noch dazu von niedrigerem Stande in die Quere kömmt? ja da gehts nimmer gut! — da hätte Werther weltklug seyn sollen, — hätte sich schon nicht sollen die Mühe verdrießen lassen, seinem Gesandten mit besseren Worten, reineren Partikeln und Bindewörtern fleißig aufzuwarten. Wanns damit gut gewesen wäre! — — — — Aber nehmen Sie mirs nicht übel, Alcimor! die jungen Leute nennen oft Chikanen, was keine sind; sie haben gemeiniglich ihre eigene Welt im Kopfe; ist es nun außer dem anders, ja dann ist die Geduld aus, dann ist alles um sie her Nacht und Verderben! — sie haben ihre Plans, ihre

Pro-

Projekte, die hauchen lauter Wirksamkeit, Aktivität, Wohl für das menschliche Geschlecht, und die sollen alle auf einmal ausgeführt seyn. — Alles andre ist klein, unwürdig, verächtlich, verdient nicht, daß man sich damit zu thun macht. Die guten Jungens bedenken nicht, daß zu einer großen That viele kleine gehören, die einzeln und vor sich allein sehr unbedeutend aussehen, die aber alle nöthig sind, um eine große That zu bewirken. — Wenn der große Feldherr nicht alle die kleinen militairischen Uebungen versteht, und unter seiner Aufsicht fleißig verrichten läßt, sondern dächte: je was, ob der Kerl die Flinte so oder anders nimmt, ob er gerade oder von der Seite steht, den Arm beym Laden so oder so ausstreckt, und dann käme eine ganze Armee zur Schlacht zusammen, davon es ein jeder machte, wies ihm gut deucht? — da würde was Schönes werden, und unsrer Helden mögten wohl wenigere seyn. Wenn nun da ein gesetzter, kluger Mann kömmt, der da weiß, wozu es nützt, auch in Kleinigkeiten genau und pünktlich zu seyn, und tadelt da die eigenwilligen Köpfe, die alles nach ih-

ihrem Sinne machen, so nennen die das: lächerlich, unerträglich, umständlich, wie eine Baase, und wollen aus der Haut fahren. Werther erkannte recht gut, daß Unterschied der Stände, Subordination seyn müsse, — nur sollten sie ihm nicht eben gerad im Wege stehen, wo er noch ein wenig Freude, ein wenig Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Im Grunde lag es also immer daran, daß Werther seinem Vergnügen sogar nichts abbrechen wollte, daß alles so gehen sollte, wie es ihm gefiel. Wie leicht hätte es ihm, einem Manne von so guter Einsicht, werden können, sich über kleinere scheinbare Vergnügungen zu größern, zu wahren zu erheben, und darinnen sich als eine starke, große Seele zu fühlen?

A. Nun und worinnen sollten denn die größern wahren Vergnügungen bestanden haben?

P. Worinnen? Ist es nicht eine große, wahre Freude, das edle Gefühl der Selbstbeherrschung, der Arbeitsamkeit, des Diensteifers, des Nachgebens, in sich zu tragen? Mit welch einem Ent-

Entzücken würde der leicht, der stark empfindende Werther seine Seele beschauet haben, in der so trefliche Tugenden reif geworden!

A. Mit den Tugenden, die so ganz durch keine glückliche Umstände genährt, durch keine Belohnungen gehoben werden, — ist es so gar herrlich nicht. So wie die Anlagen dazu durch eine glückliche Himmelsgegend und gute Organisation in dem Menschen gemacht werden, so werden sie durch glückliche Umstände erlangt und weiter ausgebildet. — Ein lieblicher Blick, der uns Beyfall zuwinkt, ein freudiges Lächeln bey unsern Bemühungen, eine sanfte theilnehmende Thräne bey unsern Schwachheiten oder Beschwerden, — o das stärkt, das ermuntert, das belebt, und bläset jeden Funken des Guten, der in unsrer Seele glimmt, zu einem hellen Lichte an, das sie ganz erleuchtet, erwärmet, und Früchte hervortreibt, die oft durch die Bewunderung der Welt, stets aber durch ihre eigene Süßigkeit unverwelklich sind.

P. Das war auch gar nicht der Fall bey Werthern. War gleich der Gesandte nicht der, welcher

cher durch seinen Beyfall und leutseligen Umgang Werthern bey seinen Geschäften ermunterte und ihm seinen Aufenthalt angenehm machte, so war doch der Graf C. sein Gönner, der sich mit wahrhaftig gütigen Gesinnungen zu ihm herabließ. — Das erkannte Werther selbst mit vieler Empfindung, er empfing von diesem treflichen Manne viele gute Lehren, die er sich hätte zu Nutze machen sollen. — Diese Folgsamkeit würde ihm in dem Herzen des Grafen noch mehr Achtung und Zuneigung erworben haben. —

A. Ja, da kam wieder die schnöde Begegnung von den Adlichen darzwischen. — Sagen Sie mir, Philantropus, müste man nicht ein unempfindlicher Phlegmatiker seyn, wenn man sich darüber nicht ärgern sollte? —

P. Freylich, — angenehm sind dergleichen Begegnungen gar nicht, das gebe ich Ihnen gern zu. Allein, das sich nun so sehr zu Herzen nehmen, daß man entweder nicht vorsichtig, nicht eilfertig genung gewesen ist, den Anläufen des vornehmen Stolzes zu entfliehen, — oder daß diese angeerbte Sünde nicht so ehrerbietig gewesen,

sen, sich vor uns zu verleugnen! — Das ist auch zu weit getrieben. Es ist nun schon einmal so in unsrer Welt, daß sich fein gleich und gleich gesellen muß. Und das hat seinen guten Nutzen. Erstlich, wenn der gute ehrliche Bürgersmann viel in Gesellschaft von vornehmen Standespersonen wäre, so würde er, da er so schon sehr zum Nachahmen geneigt ist, sich sehr leicht Geberden, Reden und ein Betragen angewöhnen, wodurch er, wann er in Gesellschaft von seines Gleichen zurückkehrte, lächerlich werden könnte. Dazu mögte er auch oft, da er mit den feinen Sitten nicht bekannt ist, den Respekt vergessen, den er Personen von Stande schuldig ist. Dagegen vornehme Standespersonen, wenn sie sich viel in bürgerlicher Gesellschaft befänden, könnten gar leicht das ihrem Range eigne, anständige Betragen im Reden und in Geberden verlernen, und ein gewisses gemeines, demüthiges Wesen annehmen, wodurch es im Publikum leicht zweifelhaft werden könnte, ob sie wirklich von Stande wären, und das würde lauter Unordnung im Staate anrichten.

A. Ich glaube doch nicht, daß Sie Satyren machen? — Werther war doch wohl etwas mehr und besser, als ein guter ehrlicher Bürgersmann, und kann man denn nicht mit jemanden umgehen, ohne sich gemein zu machen?

P. Man könnte wohl, — aber —

A. Aber man will nicht!

P. Je nun ja, — man will nicht. Aber glauben Sie nicht, daß ich alles auf einen Stand schieben werde. Der eine sündigt durch eine zu große Zurückhaltung, Entfernung, — der andre durch eine zu große Zudringlichkeit. Der Adeliche fehlt darinnen, daß er seinem Stande zu viele Vorzüge, einen zu großen Werth beylegt, und zu verlieren fürchtet, wenn er sich in andre Stände mischt, — der Bürgerliche darinnen, daß er dem seinigen zu wenig Vorzüge beymisset, und zu gewinnen hoffet, wenn er sich über seinen Rang erhebt. Aber das mag seyn, wie es will, — so erfordert es doch immer die Klugheit, sich in dergleichen Umstände zu schicken. — Mein liebster Freund, wenn sich ein jeder, mit dem heute sein Vorgesetzter unter vier oder sechs Augen vertraulich

traulich spricht, der ihn morgen in einer großen Gesellschaft nicht ansieht, thut, als wenn er ihn nicht kennte, todt schießen wollte, — ich glaube, — wir lebten vielleicht alle beyde nicht mehr! —

A. Verändern Sie doch nicht die Umstände! Hat sich Werther denn darum erschossen? Das kränkte ihn nur, — quälte ihn nur, machte ihm nur das Leben verhaßt. — Aber seine unglückliche Neigung gegen Lotten gab der Sache den Ausschlag.

P. Gut, da hätte er nicht wieder hingehen sollen. Das war eben das Unglück. Konnt' er doch hinlaufen, wohin er wollte, nur bey Lotten nicht! warum gerade da? Sagen Sie mir, was zwang ihn dazu? —

A. Die Liebe.

P. Die Liebe? — Die Leidenschaft, sagen Sie! — nicht die Liebe. Wahre Liebe zu Lotten hätte ihn von ihr entfernt, die hätte ihn gelehrt, sie nicht zu beunruhigen und durch seine Begierden zu ängstigen. — Er wuste, daß für ihn gar keine Hofnung mehr war. Nur eine chimärische Phantasie konnte sie ihn in Alberts Tode finden las-

sen. — Die führte ihn an Abgründe, vor welchen er selbst zurückbebte, und denen er sich nie mehr hätte nähern sollen. Ich darf es Ihnen, der Sie die Leiden des jungen Werthers so fleißig gelesen, wohl nicht erst sagen, daß alles, was Werther dachte und sagte, übertrieben, übergespannt war. Mit aller Ehrfurcht vor Lottens trefliche Eigenschaften, glaube ich doch wohl behaupten zu können, Werther habe sie mit seiner alles vergrößernden Einbildungskraft angesehen.

A. Was die Sache scheint, ist sie —

P. So lange man dem Scheine folgt, — aber der Schein —

A. Trügt, wollen Sie sagen, — Sie meynen also, Werther habe an Lotten sollen Unvollkommenheiten zu entdecken suchen. — Glauben Sie wohl, daß er welche gefunden hätte?

P. — Vielleicht, vielleicht auch nicht. Indessen, eine ruhige Ueberlegung würde ihn bey aller Hochachtung gegen Lotten wohl haben vermuthen lassen, daß es noch ihres gleichen in der Welt giebt, und daß er noch wohl vielleicht eine andre Lotte finden könne.

A. Wahr-

A. Wahrhaftig, eine leichtsinnige Liebe!

P. Ich denke, eine vernünftige! — Was so oben hinausbrauset, fällt, ehe man es sich versieht, ganz tief, tief wieder zurück. Alles Heftige, Uebertriebene ist widernatürlich und also unbeständig. Was beständig seyn soll, muß ebenmäßig in unsrer Seele fortfließen. Alles, was die Gränzen der Mäßigung überströmet, welche die Natur gemacht hat, — ist dem durch das Fieber erhitzten Blute gleich, welches entweder, wann es ausgetobt hat, ruhiger fließt, — oder die Nerven zerreißt und den Tod herbeyführt. Und so würde Werther, wenn sich seine Einbildungskraft beruhigt hätte, an Lotten wohl noch immer ein gutes liebenswürdiges Mädchen, aber nichts weniger als eine Göttinn, gesehen haben.

A. Wenn sich seine Einbildungskraft beruhigt hätte, — je nun, und warum hat sie sich denn nicht beruhigt?

P. Weil Werther keine Mittel dazu gebraucht hat. Hätte er gearbeitet, — Umgang von guten Freunden gesucht, — alles gemieden, was seinen Sinnen und seiner Einbildungskraft zu viel

Nahrung gegeben, — auch lieber auf etliche Jahre, bis er kaltblütiger geworden, — seinen Homer, Oßian und sein Zeichnen weggeworfen, — statt dessen Heraldik oder Chronologie studiert, ich denke, — Lottens Bild hätte schwächer in seiner Seele werden sollen. —

A. Was das nun alles ist. — Wäre er lieber wie Diogenes in ein Faß gekrochen, — hätte, wie ein Wilder, Wurzeln und Kräuter gegessen und Wasser getrunken, und sich wie jener große Kayser die Zeit mit Fliegenfangen vertrieben. —

P. Doch immer besser als sich todt geschossen. Er hätte in dem Falle nur immer als ein kluger Mensch gehandelt, der kleinere Güter für größere, Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft für Leben, Ruhe und Dienste gegen das menschliche Geschlecht aufopferte. Aber dazu war Werther ja noch nicht gezwungen. Vors erste, wäre ihm im Fall der Noth schon geholfen gewesen, wenn er sich eine andre Lotte gesucht hätte.

A. Sie machen mich böse. Als wenn die Lotten so häufig in der Welt wären, daß man sie

beym

beym ersten Suchen sogleich finden könnte! Und dann hätte er es eben so gemacht.

P. Es war ja nicht nothwendig, daß es ihm eben so unglücklich gehen muste. Nun, und wollte das alles nicht helfen, so kam es immer wieder darauf hinaus, daß Werther seine zu große Sinnlichkeit mäßigte, nnd nicht mit seinem Herzen wie mit einem kranken Kinde umging, und ihm allen Willen that.

A. Ich sehe wohl, ich werde mit Ihnen nicht fertig. Sie behaupten also vest, Werther hätte nicht so handeln dürfen, wie er gehandelt hat?

P. Vest, — wenn er nur anders hätte handeln wollen. Und um den Streit auf einmal zu endigen, so erkläre ich mich: — anfänglich hätte es Werthern wenig Mühe gekostet, sich los zu machen; — mit der Länge der Zeit mehr, — doch wäre es ihm, wie Sie aus allen Umständen gesehen haben, bey allem eignen Gefühl seiner Unbehaglichkeit, bey Wilhelms Zureden, bey Lottens Bitten, Alberts Verdrusse, — sehr möglich gewesen. Es war also immer seine Schuld, daß er die Leidenschaft so sehr anwachsen

 ließ.

ließ. — Denn freylich, wenn in einem Hause, wo Pulver aufbewahrt wird, mit dem Feuer so unvorsichtig umgegangen wird, daß Funken auf das Pulver fallen, — muß denn nicht das Haus in die Luft gesprengt werden? Also, da alle Ursachen zu Werthers Untergange vorher nicht verhütet worden, muste er untergehen. — Geben Sie das alles zu?

A. Das wohl. — Aber in den Umständen handelte Werther doch klug? —

P. Klug? Was wollen Sie damit sagen? Klug, daß er sich erschoß?

A. Was war er weiter auf der Welt nütze? — Für ihn war kein Vergnügen mehr. Auch war er außer Stande, der Welt zu dienen. Also fort! war das Beste.

P. Mein Alcimor, so denken Sie nicht. Warlich nicht. Kann ein Mensch, dem es in der Liebe unglücklich geht, — gesetzt, ganz ohne seine Schuld, — kein Vergnügen weiter haben? — gar nicht der Welt mehr nützen? — Es frägt sich nicht, ob er es wirklich hat, ob er der Welt wirklich nützt, sondern nur, ob er nicht

könn-

könnte. Dies müsten wir leugnen können, wenn wir den Selbstmord klug nennen wollten.

A. Der war doch nur das einzige Mittel, sein Unglück zu endigen, und zu einem bessern Zustand überzugehen, — und war das, wer wollte zweifeln, daß das Mittel dazu mit Klugheit gewählt wurde. Ich rufe Ihnen zu, wie Werther seinem Wilhelm: Behüte Gott, daß du lachest, ist das zum Lachen, wenn uns wohl wird?

P. Mein liebster Freund, — das ist alles zu allgemein gesprochen. Wenn Sie behaupten wollen, der Selbstmord war das einzige Mittel, sein Unglück zu endigen, — so müssen Sie vorher viele Fragen beantworten — Erstlich konnte Werther weiter kein Vergnügen genießen? Ich habe Ihnen schon im Vorhergehenden gesagt, daß es noch größere, beständige Vergnügungen für ihn gab, daß er durch sein Genie, durch seinen Muth und Fleiß, und durch sein der Freundschaft ofnes Herz der Welt viele, große Dienste hätte leisten können. — Ferner, müssen Sie Ihre Gedanken über den Zustand nach dem Tode erklären. Drey Fälle sind möglich. Entweder der

Tod zernichtet gänzlich, — oder er beraubt nur auf einige Zeit des Bewußtseyns, oder wir fahren ununterbrochen fort, uns unseres Zustandes bewußt zu seyn. Im ersteren Falle würde der Selbstmord klug genannt werden können, wenn die Summe unangenehmer Empfindungen die angenehmen überträfe, — und das, wohl zu merken, auch mit ruhiger Ueberlegung ausgemacht wäre, denn die bloße Empfindung und die alles vergrößernde Einbildungskraft mögten hier wohl nicht unpartheyisch entscheiden! — aber, wer traut sich das zu berechnen, ohne zu fürchten, er werde sich in seiner Rechnung betrogen finden; überdem müßte man von einer Vernichtung, ich will nicht sagen: Gewißheit, wenigstens Wahrscheinlichkeit, haben; — aber eine gänzliche Vernichtung wahrscheinlich zu finden, ist nicht alles darwider, Alcimor? — Im zweyten Falle, wenn die Seele auf einige Zeit ihres Bewußtseyns beraubt wäre, würde während dieses Zustandes eben das Statt finden, was ich im Falle der Vernichtung gesagt habe. — Wann nun aber das Bewußtseyn sich wieder einfindet, oder wir den dritten

Fall

Fall annehmen, daß es gar nicht unterbrochen wird, dann mögte ich mir wohl Ihre Theorie über die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Geistes überhaupt, und insbesondere, nach dem Tode, ausbitten. Erstlich bestehet die Glückseligkeit eines Geistes nicht in demjenigen Bewußtseyn der Stärke, seine Empfindungen und Neigungen so zu ordnen, wie es der Werth der Dinge, worauf sie gehen, verdienet? — Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke? — Exempel werden die Sache klar machen. Der Genuß eines kühlenden Getränks im Sommer hat einen außerordentlichen Reiz für unsre Sinnen, und verdient in so fern begehrt zu werden; — aber unsre Gesundheit ist noch mehr werth, — haben wir nun in diesem Falle die Stärke, unsre Begierde zu mäßigen, ohne durch äußere Umstände dazu genöthigt zu seyn, so trägt das zu unserer Glückseligkeit bey, nicht blos in Ansehung der guten Folgen, die daraus für unsre Gesundheit entstehen, sondern hauptsächlich in Ansehung des Bewußtseyns, daß wir unsrer vernünftigen Natur gemäß gehandelt haben. —

Und so gehen Sie alles durch! — so finden Sie, daß Glückseligkeit immer in dem Bewußtseyn eigner Stärke bestehet, kleinere Güter größeren aufzuopfern. Die Liebe zum Leben ist ein Gut, das unsres Wunsches und unsrer Sorgfalt allerdings werth ist, aber nun kömmt der Fall, daß wir unser Leben aufopfern sollen, um unsre Familie, unser Vaterland zu retten. Sind wir nun da feig, so müssen wir nicht allein den Untergang derselben mit ansehen, und, wann wir nicht Unmenschen sind, mit Schmerzen empfinden, sondern auch noch den beschämenden Gedanken in uns tragen: du warst zu unedel, zu niedrig gesinnt, um andre viele glücklich zu machen. Wenn nun also unsre Neigung, anstatt auf größere Güter gerichtet zu seyn, — die kleineren vorzieht, so ermangeln wir nicht nur allezeit desjenigen bessern und größern Vergnügens, welches mit jenen ihrer Natur nach verbunden ist; denn das Vergnügen, sich selbst beherrscht zu haben, ist doch wohl größer, als das Vergnügen irgend eines sinnlichen Genusses, — sondern wir haben auch noch überdem das unangenehme

Be=

Bewußtseyn, daß wir unsrer vernünftigen Natur zuwider gehandelt haben, — und welches, wäre es auch nicht Bewußtseyn, doch immer ein unbehagliches Gefühl ist, welches trotz aller Bemühungen, es nicht aufzuklären, doch immer in der Seele bleibet. Noch mehr, sind wir gewohnt, kleinere Güter, — und das sind die der Sinnen und der Einbildungskraft, — den größeren vorzuziehen, so entzündet sich in unsrer Seele nach und nach eine Heftigkeit, die uns unwiderstehlich zu diesen Gegenständen hintreibt; Heftigkeit ist an sich schmerzlich, weil sie widernatürlich ist, sie wird es um so mehr, da sie nie befriedigt werden kann, und noch immer andre unerfüllte Wünsche für bessere Güter, welche doch niemand gänzlich ausrotten kann, in der Seele zurückbleiben. Und so fliehet alle Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit aus dem Herzen. Sehn Sie, das ist meine Theorie von der Glückseligkeit; — kömmt die Ihrige damit überein?

A. Vollkommen. Denn die Stärke, kleinere Güter für größere aufzuopfern, ist unentbehrlich, sowol bey dem Mangel der erstern, da sonst

of-

offenbar der Mensch unglücklich seyn müste, wenn er nicht die Begierde nach denselben mäßigen könnte, als auch bey dem Genuß derselben, durch den er sich nothwendig ins Verderben stürzen muß, wenn er ihn übertreibt.

P. Diese Theorie von der Glückseligkeit bleibt auch bey allen verschiedenen Meynungen gewiß, welche man über die Natur der Seele dessen, was in uns denkt, haben mag. Sie mag einfach oder zusammengesetzt seyn, — kurz, es muß eine Ordnung, — Uebereinstimmung unsrer Empfindungen und Neigungen, die dem Werthe der Dinge gemäß ist, in uns seyn, wenn wir ruhig, vergnügt, glückselig seyn sollen. Daß das wahr sey, fühlen wir, und ein jeder, denke ich. Wenn Sie nun hierinnen mit mir einerley Meynung sind, so sagen Sie mir nun auch, mein Lieber, was machen Sie sich für Gedanken von einer zukünftigen Glückseligkeit? Da sie in uns ist, in unsrer Denkungsart und unsern Neigungen besteht, werden wir nicht nach dem Tode fortfahren, dieselben Gedanken, Neigungen zu haben? und werden wir also nicht durch dieselben

selben glücklich oder unglücklich seyn, wie wir es hier waren?

A. Wir reden als Philosophen, mein Freund, die blos aus der uns bekannten Natur der Dinge Vermuthungen über die Zukunft wagen. Also — meine Meynung! — Eine Vernichtung! wer kann die, ich will nicht sagen: glauben? sondern nur vermuthen? Unterbrochenes Bewußtseyn nach dem Tode könnte seyn; — dadurch könnten denn viele ehemalige Bilder, Gedanken in der Seele, erlöschen.

P. Daran zweifle ich, mit Ihrer Erlaubniß. Im Schlafe fehlt uns das Bewußtseyn; — morgen sind doch alle ehemalige Bilder, Gedanken wieder da; und wodurch sollten sie auch erlöschen? Durch eigne Thätigkeit? dann hat die Seele Bewußtseyn; — durch eine fremde Kraft, ohne alle Anwendung der ihrigen? Alcimor, das zu glauben, ist wider alle Begriffe von der Seele und wider unsre Theorie von Glückseligkeit. — Also, wann sich das Bewußtseyn bey der Seele wieder einfindet, so ist sie immer noch da, wo sie vorher gewesen ist, — in dem glücklichen oder

un-

unglücklichen Zustande, worinnen sie sich ehedem befand; und ist das Bewußtseyn ganz ununterbrochen, so dauern natürlicherweise auch immer die ehemalige Denkungsart, Neigungen fort.

A. Aber wissen Sie denn auch wohl, daß unsre Gedanken und Wünsche durch die Gegenstände, welche uns vorkommen, bestimmt werden? Wenn also der Seele nach dem Tode andre Gegenstände vorkommen, als hier, so wird sie auch anders denken und wollen, als hier; nehmen Sie nun dazu, daß dort größere und bessere Vergnügungen als hier seyn werden, so sehen Sie wohl; — man kann dort leichter glücklich werden, als hier. —

P. Wenn uns auch andre Objekte vorkommen, so gehört doch immer die Stärke in der Seele dazu, sich dadurch lenken zu lassen. Ist die hier nicht ohne eigne Anstrengung zu erlangen, wie dort? Mit jeder Wiederholung wird die Neigung stärker, — und also mögten wohl die größeren Vergnügungen, die in einem künftigen Zustande seyn können, nicht viel Gewicht für den haben, der sie hier nicht den kleineren vorziehen

wollte.

wollte. Ueberdem müste doch der, welcher nach dieser Meynung handeln und für klug gehalten werden wollte, wo nicht Gewißheit, wenigstens Wahrscheinlichkeit haben, — und wie steht es darum?

A. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein künftiger Zustand besser als der gegenwärtige seyn werde, ist offenbar. Arbeitet nicht alles in der ganzen Natur unaufhörlich zu höherer Vollkommenheit hinauf? — Giebt uns nicht die Geschichte der Menschheit einen augenscheinlichen Beweis davon? und ist es also nicht zu vermuthen, daß der Tod den Menschen seiner Vollkommenheit näher bringen werde? —

P. Ich verehre den Satz, daß sich alle Wesen zu höherer Vollkommenheit entwickeln. Aber genau geredet, heißt er doch nichts weiter, als: alles hat eine Kraft, vollkommner zu werden. Ob ich nun gleich gern zugebe, daß diese Kraft nicht todt und unwirksam ist, — so kömmt es doch hauptsächlich auf ihre eigne Erhebung und Bemühung an, wie vollkommen sie werden will; — und wir sind also immer da, wo wir

gewesen sind! — Glückseligkeit bestehet in dem Bewußtseyn eigner Stärke, so zu begehren und zu verabscheuen, als es der Werth der Dinge erfordert. — Ueberdem mir scheint die Sache ganz anders. — Gedanken, Begierden, Neigungen sind in der Seele, sind in derselben, wenn auch kein Eindruck mehr von außen geschieht, der sie veranlaßt hat. Nun sind dieselben allezeit unbehaglich, wenn sie nicht befriedigt werden; sie müssen aber unbefriedigt bleiben, weil nach dem Tode keine Gegenstände für die Sinne, wenigstens die nicht sind, welche hier die Begierde auf sich zogen. — Das auf den gegenwärtigen Fall angewandt. — Konnte Werther, die Sache vernünftig überlegt, durch seine Ermordung Besserung seines Zustandes erwarten? — Vernichtigung glaubte er nicht. — Sein Wunsch, sein Verlangen, Lotten zu besitzen, war seine Qual; von dem muste er frey seyn, wenn er ruhig werden sollte. Konnte er hoffen, es werde ihn nach dem Tode verlassen? — das geliebte Bild werde aus der Seele weichen, der es sich so tief, so tief eingeprägt? — Ich

will

einige sind gleichsam schon in unserer Vernunft, und treiben uns an, so und nicht anders zu denken und zu thun; andere bürden wir erst unserer Vernunft auf, wenn die Begierden mit den erstern nicht zufrieden sind, und wir uns heimlich schämen, ohne Vernunftsgründe zu handeln. Und zu dieser letzteren Art mögten wohl Werthers Gründe für den Selbstmord gehören. — Mich deucht, folgende sind es: „An „dem Daseyn eines einzigen Geschöpfs sey „so wenig gelegen!„ Gesetzt! je nun, so ist doch etwas daran gelegen! Aber gewiß fand sich dieses Argument erst bey Werthern ein, als es ihm empfindlich geworden, nicht auf die ihm eigne Art in der Welt thätig zu seyn, „die „Natur dränge durch das Leiden, das sie „auflege, zum Tode,„ ist offenbar ein Satz, den er aus seiner sehr unregelmäßigen Empfindung gemodelt, — und auf die Art will ich alle Laster in der Welt vertheidigen, die verworfenste Wollust, die niederträchtigste Ungerechtigkeit — Verrätherey, Meineyd und Todtschlag setzen insgesammt Begierden voraus, die so lange die Natur

tur drängen, bis sie unterliegt, — und dann ists um Ordnung, Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit und alle Pflichten geschehen. —

A. Werther widerlegt die Gründe gegen den Selbstmord!

P. Widerlegt? — macht Ausflüchte, Trugschlüsse, — „wenn Anstrengung Stärke ist, „warum nicht auch Ueberspannung?„ Haben Sie je einen ärgern Trugschluß gehört? — Weil die Ueberspannung widernatürlich ist, die Seele aus ihrem ruhigen Gleichgewichte reißet, und sie eben dadurch schwach macht. — Eben so falsch: den Selbstmord als ein Werk einer starken Seele anzusehen, da doch offenbar ist, sie ist so klein, so schwach, daß sie sich nicht einmahl von einer Begierde losmachen will. — Und wozu das alles, mein liebster Freund? Nach unsrer vorausgesetzten Theorie von Glückseligkeit, und nach den wahrscheinlichsten Aussichten in die Zukunft, kann uns nichts in der Welt berechtigen, uns das Leben zu nehmen, in der Hofnung, dadurch zu einem glücklichern Zustand zu gelangen. — Man hat aber noch

außerdem viele gute Gründe wider den Selbstmord, die ich nirgends so schön und so nachdrücklich gesagt gefunden habe, als in dem Briefe des Mylord Eduards an den Saint Preux. Dieser meldet dem Mylord seinen Entschluß, sich das Leben zu nehmen, vertheidigt denselben sehr ernstlich, und bittet den Eduard, ihm Gesellschaft zu leisten. Da des Saint Preux Umstände so viele Aehnlichkeit mit Werthers haben, so will ich Ihnen die hauptsächlichsten und passendesten Stellen vorlesen. Daraus, wie ihn der Mylord widerlegt, erhellen zugleich St. Preux Gründe für den Selbstmord; ich darf sie also nicht besonders anführen. —

„Du, der du einen Gott, die Unsterblich„keit der Seele und Freyheit des Menschen „glaubst, du denkest doch ohne Zweifel wohl „nicht, daß ein verständiges Wesen von ohn„gefähr einen Leib bekomme, und auf die Welt „gesetzt werde, blos um da zu leben, zu lei„den und zu sterben. Es hat doch wohl das „menschliche Leben vielleicht eine Absicht, einen

„End=

„Endzweck, einen sittlichen Gegenstand? — —
„Es ist dir also nach deiner Meynung erlaubt,
„daß du aufhören darfst, zu leben? Der Be-
„weis davon ist sonderbar, nemlich: weil du
„Lust hast, zu sterben. Gewiß, das ist doch
„ein sehr bequemer Beweisgrund für die Bö-
„sewichter. Sie müssen dir für die Waffen
„sehr verbunden seyn, die du ihnen darreichst.
„Es wird keine Missethat mehr geben, die sich
„nicht durch die Versuchung, solche zu bege-
„hen, rechtfertigen, und sobald die Heftigkeit
„der Leidenschaft über den Abscheu vor dem
„Verbrechen die Oberhand behalten wird, so
„werden sie in der Begierde, Böses zu thun,
„auch das Recht dazu finden. — Es ist dir
„also erlaubt, daß du aufhören darfst, zu le-
„ben? Ich mögte wohl wissen, ob du ange-
„fangen hast? Wie! wurdest du auf die Welt
„gesetzt, um daselbst nichts zu thun? Legte dir
„der Himmel mit dem Leben nicht auch eine Ar-
„beit auf, die du vollbringen solltest? Wenn
„du dein Tagewerk vor Abends gemacht hast:
„so ruhe den übrigen Tag aus, du kannst es

„thun, laß uns aber dein Werk sehen. Was „für eine Antwort hältst du für den höchsten „Richter bereit, der dich wegen deiner Zeit zur „Rechenschaft ziehen wird? Sprich, was willst „du ihm sagen? — Ich habe ein ehrliches „Mädchen verführt, ich verlasse einen Freund „in seinen Bekümmernissen. Unglückseliger! „finde mir doch den Gerechten, der sich rüh„met, er habe genung gelebet, damit ich von „ihm lerne, wie man sein Leben muß geführet „haben, wenn man berechtiget seyn will, es zu „verlassen. — Du rechnest die Uebel der Mensch„heit! — Welche sind denn endlich die so grau„samen Schmerzen, die dich zwingen, es zu „verlassen? Denkst du, ich habe unter deiner „verstellten Unpartheylichkeit bey der Herrech„nung der Uebel dieses Lebens die Scham, von „den deinigen zu reden, nicht gemerket? Folge „mir, verlaß nicht auf einmahl alle deine Tu„genden. Behalt wenigstens deine alte Frey„müthigkeit, und sage deinem Freunde: ich „habe die Hofnung verloren, eine ehrliche Frau „zu schänden, ich sehe mich gezwungen, ein

„recht=

LB Coburg

„rechtschaffener Mensch zu seyn, ich will also
„lieber sterben. — Du bist es überdrüßig, zu
„leben, und du sagest: das Leben ist ein Uebel.
„Ueber lang oder kurz wirst du getröstet seyn
„und sagen: das Leben ist ein Gut. Du wirst
„wahrer reden, aber nicht besser urtheilen; denn
„es wird sich nichts verändert haben, als du.
„Aendre dich denn von heute an; und weil in
„der bösen Beschaffenheit deiner Seele alles Ue-
„bel steckt, so ändre deine unordentlichen Ge-
„müthsneigungen, und brenne nicht dein Haus
„ab, damit du nicht die Mühe habest, es in
„Ordnung zu bringen. — — Sage also nicht
„mehr, Leben sey ein Uebel für dich, weil es
„auf dich allein ankömmt, daß es ein Gut sey,
„und, wenn es ein Uebel ist, gelebt zu haben,
„so ist es eine Ursache mehr, noch zu leben. —
„Sage also auch nicht weiter, es sey dir er-
„laubt, zu sterben; denn es ließe sich eben so
„gut sagen, es sey dir erlaubt, kein Mensch
„mehr zu seyn, es sey dir erlaubt, dich wider
„den Urheber deines Wesens zu empören, und
„deine Bestimmung zu hintergehen. — Unter

„den Pflichten, die du herrechnest, vergissest du
„nur die Pflichten des Menschen und des Bür-
„gers. Wo ist der tugendhafte Patriot, der
„sich weigert, sein Blut einem fremden Prin-
„zen zu verkaufen, weil er es nur für sein Va-
„terland vergießen soll, und der es jetzo als ein
„Verzweifelter wider das ausdrückliche Verbot
„der Gesetze versprützen will? Die Gesetze, die
„Gesetze, junger Mensch! verachtet der Weise
„sie? Der unschuldige Socrates wollte aus Ehr-
„erbietung gegen sie nicht aus dem Gefäng-
„nisse gehen. — Du stehst nicht bey dir an,
„sie zu übertreten, um ungerechterweise aus dem
„Leben zu gehen, und du fragest: was thue ich
„Uebels? — Du willst dich durch Beyspiele be-
„rechtigen, du darfst mir Römer nennen! du,
„Römer! Es kömmt dir wohl zu, daß du dich
„unterstehst, diese erlauchten Namen auszuspre-
„chen. Sage mir, starb Brutus als ein ver-
„zweifelter Liebhaber, und zerriß Cato sein Ein-
„geweide seiner Buhlschaft halber? — Kleiner
„und schwacher Mensch, was ist unter dem
„Cato und dir für Aehnlichkeit? Zeige mir doch
„das

„das gemeinschaftliche Maaß dieser erhabenen
„Seele und deiner. Verwegener, ach schweig!
„ich fürchte, ich fürchte, ich mögte seinen Na-
„men durch seine Schutzschrift entweihen. —
„Deine Beyspiele sind schlecht gewählt, und
„du urtheilest niederträchtig von den Römern,
„wenn du denkest, sie hätten sich berechtigt zu
„seyn geglaubt, sich das Leben zu nehmen, so-
„bald es ihnen zur Last war. Sieh die schö-
„nen Zeiten der Republik an, und suche, ob
„du darinnen einen einzigen tugendhaften Bür-
„ger sehen wirst, der sich also, auch selbst nach
„den grausamsten Unglücksfällen, von der Last
„seiner Pflichten befreyet. — Aber wer bist
„du? Was hast du gethan? Glaubest du dich
„wegen deiner Dunkelheit zu entschuldigen?
„Befreyet dich deine Schwachheit von deinen
„Pflichten, und weil du weder Namen noch
„Rang in deinem Vaterlande hast, bist du des-
„wegen seinen Gesetzen weniger unterworfen?
„Es steht dir recht wohl an, daß du vom Ster-
„ben reden darfst, da du den Gebrauch deines
„Lebens deines Gleichen schuldig bist! Lerne, daß

„ein solcher Tod, auf den du denkest, schimpflich „und diebisch ist. Er ist ein Diebstahl, der dem „menschlichen Geschlechte geschiehet. Bevor du „es verlässest, gieb ihm das wieder, was es für „dich gethan hat. Allein ich hange an nichts? „Ich bin unnütz auf der Welt? Philosoph von „einem Tage! Weißt du nicht, daß du nicht ei„nen Schritt auf der Erde thun kannst, ohne ei„nige Pflicht zu finden, die du erfüllen mußt, „und daß jeder Mensch der Menschheit alsdann „dadurch nützlich ist, daß er da ist. — Höre „mich, junger, unverständiger Mensch; du bist „mir lieb, ich habe Mitleiden mit deinen Irr„thümern. Wenn dir im Grunde des Herzens „noch die geringste Empfindung der Tugend übrig „ist, so komm, daß ich dich das Leben lieben „lehre. So oft du wirst versucht werden, aus „demselben zu gehen, so sage bey dir selbst: „Ich „muß noch erst eine gute That thun, ehe ich „sterbe.„ Drauf geh, suche einem Dürftigen „beyzuspringen, einen Unglücklichen zu trösten, „einem Unterdrückten aufzuhelfen. — Hält dich „diese Betrachtung heute noch ab, so wird sie

„dich

„dich auch morgen, übermorgen, dein ganzes Le-
„benlang noch abhalten. — Hält sie dich nicht
„ab; stirb, du bist nur ein Bösewicht.„ — —

A. Ja, wer so kaltblütig überlegte, mögte freylich wohl nicht leicht den Dolch in sein Herz stoßen! Auch fühle ich es recht überzeugend: man würde mehr überlegen, wenn man die Leidenschaft nicht so anwachsen ließe; denn hernach ists freylich sehr mißlich! Aber schwer ists doch, Philantropus! —

P. Muth, Entschlossenheit und Uebung machen die Sache leicht; lassen Sie uns dafür sorgen, daß sich unsere Seele nie selbst ermangele, — so wirds alles gehen! — Eduard sagt: **Es giebt keine Tugend ohne Stärke, und der Weg des Lasters ist die Zagheit** — und ich sage es ihm von ganzem Herzen nach! — —

A. Wie sieht man doch eine Sache mit ganz andern Augen an, wenn man sie überlegt hat. — Ich danke Ihnen für Ihre Unterredung recht sehr, mein Bester. —

P. Lassen Sie uns öfter mit so unpartheyischem Gemüthe die Wahrheit suchen. Wir werden

den sie finden. Lassen Sie uns aber insbesondre unsre Gesinnungen und unser Leben nach den erkannten Grundsätzen einrichten, — so werden wir glücklich seyn, und die Sonne des Lebens einmahl mit so vieler Gelassenheit untergehen sehen, wie der Landmann, seines guten Tagewerks sich bewußt, ohne über die gehabte Hitze — aufgebracht zu seyn, — ohne sich wegen des morgenden Tages zu ängstigen, — sich die Nacht über den Himmel verbreiten siehet. — — — — —

LB Coburg

17. 5. 77

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riebe, Johann Christian

Ueber die Leiden des jungen Werthers Gespräche

Berlin 1775

Coburg, Landesbibliothek -- D I 5/38
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939380-2